

Nicht *eine* Wahrheit, sondern viele Geschichten

INTERVIEW: Max Mustermann

Titel des Werkes
 Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonanten leben die Blindtexte. Abgeschieden wohnen sie in Buchstabenhäusern

Unsere Sehnsucht nach der Ferne speist sich aus zahllosen Bildern. Exotische Landschaften, heroische Entdecker, ursprüngliche Kulturen bevölkern unseren Alltag und bestimmen auch die Art, wie wir über die Welt denken. Aber stimmen diese Bilder? Oder sind es nur Stereotype, die wir notgedrungen immer wiederholen? Ein Gespräch über den Versuch, der Ferne gerecht zu werden.



Belinda Kazeem-Kamiński blickt auf die Handelnden der Kolonialzeit mit den Augen einer Künstlerin und einer Wissenschaftlerin. Mit der Verbindung von Dokumentarischem und Fiktionalem legt sie dabei die Gegenwärtigkeit einer andauernden kolonialen Vergangenheit frei. Zurzeit hat sie eine Gastprofessur an der Kunsthochschule für Medien Köln (KHM) inne.

Hermann Mückler kennt die Südsee wie kein Zweiter in Österreich. Der Professor für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien veröffentlichte zahlreiche Bücher und Aufsätze über die Geschichte Ozeaniens. Neben vielen wissenschaftlichen Funktionen, die er einnimmt, ist er Präsident des Dachverbandes aller österreichisch-ausländischen Gesellschaften (PaN).

Vor Ihnen liegt ein Gegenstand aus unserer Ausstellung, den der Arzt Robert Stigler von einer Expedition nach Ostafrika 1911 nach Wien mitbrachte. Was sehen wir, wenn wir ihn heute betrachten?

Hermann Mückler: Die Wissenschaft schaut auf das Objekt und versucht es einzuordnen. Wir beschreiben es eingangs aufgrund der sichtbaren Merkmale: Aus welchen Materialien ist es hergestellt, welche ästhetischen und funktionalen Details kann

man erkennen, enthält es dekorative Schmuckelemente, sieht es neu oder gebraucht und abgegriffen aus etc.? Dann versuchen wir mögliche Nutzungskontexte zu rekonstruieren. Aufwendige Verzierungen können darauf hindeuten, dass es nicht im Alltag, sondern zu besonderen, eventuell sogar religiös-rituellen, Anlässen genutzt wurde. Wir versuchen, aus den sich erschließenden Verwendungszusammenhängen mögliche Bedeutungen abzuleiten, und dazu versuchen wir, uns an vergleichbare, ähnliche Objekte zu erinnern. Letztlich kann ich aber immer nur das dazu assoziieren, was sich aus meinem eigenen Vorwissen erschließt. Nur was ich kenne, kann ich verstehen, nur eine breite Kenntnis ähnlicher Dinge ermöglicht mir eine Einordnung des Objektes.

Belinda Kazeem-Kamiński: Ich versuche, den Menschen dahinter zu sehen – die Sammlerin, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Touristinnen und Touristen. Die Kategorien, die bei diesem Einordnen entstehen, sagen viel über die Sicht derjenigen aus, die das gesammelt haben. Was ich sehe, sagt mehr über mich aus als über den Gegenstand. Mich interessiert, wie das Objekt bezeichnet und eingeordnet wird, ich versuche, Logiken zu erkennen. Über solche Gegenstände wurden Geschichten erzählt, die eigenen Handlungen legitimiert. Es gibt immer lenkende und führende Hände und Stimmen. Sie haben unser Bild von der Welt geprägt.

Was haben Wiener 1911 gesehen, wenn sie mit solchen exotischen Gegenständen konfrontiert wurden – in einem Museum zum Beispiel?

Belinda Kazeem-Kamiński: Der Wiener von 1911 sah mit Sicherheit ein Bild von Afrika vor sich, das er bereits kannte. Bilder von Afrika bestanden

in der Gesellschaft damals schon mindestens 100 Jahre, in der Werbung, in der Literatur und auch im Straßenbild. Im 18. Jahrhundert gab es in Wien einen Mann aus Afrika, Angelo Soliman, der in der Gesellschaft herumgereicht und bestaunt wurde. Sogenannte Schaustellungen, bei denen man Menschen aus Afrika präsentierte, waren damals schon zu sehen. Und es gab natürlich ethnologische Literatur. Diese Bilder hatten die Wiener im 19. Jahrhundert um sich.

Wer hat diese Bücher geschrieben?

Hermann Mückler: Das ist ein wunder Punkt in der Geschichte meines Faches: Mehrheitlich waren das zu Beginn Leute, die selbst nie vor Ort in der Fremde gewesen waren. Viele „Armchair Anthropologists“ – also Gelehrte, die vom Schreibtischstuhl aus arbeiteten – haben große und bis heute bedeutsame Monografien basierend auf Material verfasst, das sie von Zuträgern erhalten hatten. Meist kamen die verwerteten Informationen von Entdeckern, Seefahrern, Händlern, Missionaren sowie Kolonialbeamten und wurden weiterverarbeitet. Jeder dieser Informanten bildete für sich jedoch einen „Filter“, beschrieb Dinge aus eigener Sicht und nahm folglich Einfluss auf die Ergebnisse, die von den Fachwissenschaftlern verarbeitet, verglichen, geordnet und interpretiert wurden. Deshalb ist Quellenkritik, also das kritische Hinterfragen, woher, von wem, wann und mit welchem Zweck, von grundsätzlicher Bedeutung, um solche Berichte besser einordnen und relativieren zu können. Die „stationäre Feldforschung“, welche die Kultur- und Sozialanthropologie heute als Erhebungsmethode favorisiert, ist eine eher junge Entwicklung. Diese längerdauernde Feldforschung ist ein Versuch, mit entsprechenden

Sprachkenntnissen in eine Kultur einzutauchen und sie besser zu verstehen, als sie nur von außen zu beschreiben.

Also war das Bild eines Wieners von Afrika um 1900 falsch?

Belinda Kazeem-Kamiński: Das Bild, das von Afrika gemacht wurde und bis heute konstruiert und gemacht wird, hat viel mit Europa selbst zu tun. Diese Bilder von den „anderen“ dienten auch dazu, sozial benachteiligten Menschen in der eigenen Gesellschaft ein besseres Selbstbewusstsein zu geben. Nach dem Motto „Schaut, die sind ärmer, primitiver“ – je nachdem, wie eingesetzt. Man nennt diesen Prozess „Externalisierung“ – alles „Schlechte“ wird sozusagen nach außen gekehrt. Damit verlieren die anderen ein Stück weit ihr Menschsein. Was Menschen in Europa damals mit Afrika verbunden haben, basierte auf einer impliziten Entmenschlichung. Davor liegen Jahrhunderte, in denen Menschen aus Afrika als Sklavinnen und Sklaven wie Ware gehandelt wurden. Das Bild, das vorherrschte, war: Das sind keine richtigen Menschen. Noch heute nennen viele diesen „Handel“ über den Atlantik „Sklavenhandel“. Diese Menschen waren jedoch keine Sklavinnen und Sklaven. Sie wurden versklavt. Das Wort „versklavt“ ist wichtig, denn es deutet darauf hin, dass Sklave bzw. Sklavin kein natürlicher Personenstand ist, sondern dass eine Person zu etwas gemacht wurde und dass daran andere Menschen beteiligt waren: Personen aus Europa, aber auch afrikanische Zwischenpersonen.

Welche Rolle spielen in diesem Kontext die vielen gesammelten Objekte?

Hermann Mückler: Ein Blick in die ethnologischen Museen zeigt, dass man lange glaubte, über die Objekte die



Wer erzählt die Geschichte?

←

Titel des Werkes

Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonantien Leben die Blindtexte, Abgeschieden wohnen sie in Buchstabshäusern

→

Titel des Werkes

Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonantien Leben die Blindtexte, Abgeschieden wohnen sie in Buchstabshäusern

jeweilige Kultur der solcherart dargestellten Menschen nachzeichnen zu können. Wir wissen heute, dass dies nur sehr unzureichend möglich ist und dass man nur einen sehr engen Ausschnitt der jeweiligen Lebenswirklichkeiten in den verschiedenen Weltregionen zeigen kann. Wir erhalten im besten Fall Informationen zur materiellen Kultur und zu den Kunstfertigkeiten der Produzentinnen und Produzenten dieser Objekte. Gleichwohl können diese Objekte eine Faszination bei uns, den Betrachtenden, auslösen, die aber mehr von unseren eigenen Erwartungshaltungen bestimmt werden als von den tatsächlichen Realitäten vor Ort.

Gilt das auch für die exotischen Gegenstände, die wir heute zu Hause haben?

Hermann Mückler: Für manche sicher. Man holte sich sehr selektiv das am vermeintlich Exotischen Faszinierendste ins Wohnzimmer. Unterschiedliche Bedürfnisse wurden damit befriedigt, die über rein dekorative Zwecke hinausgehen konnten. Plastiken, die man sich aufstellte, oder Bücher mit einschlägigen Abbildungen dienten etwa auch der Befriedigung



eines Voyeurismus. Die Fotografien in Büchern beispielsweise eines Hugo Bernatzik, der zahlreiche Werke zu seinen Afrika-, Asien- und Ozeanien-Expeditionen veröffentlichte, bedient gezielt dieses Bedürfnis – auch deshalb, weil er sich mit dem Verkauf seiner Bücher die Forschungsfahrten finanzierte. Belinda Kazeem-Kamiński: Bernatzik ist ein gutes Beispiel dafür, wie problematisch diese Bilder in ihrer Entstehung sein können. Viele Menschen wussten nicht, dass sie fotografiert werden. Bernatzik – und wie er sicherlich viele andere – hat teilweise heimlich fotografiert, um die Menschen unbeobachtet festzuhalten. Seine Begründung war, dass damit die Unbefangenheit sichergestellt werden sollte. Letztlich wurden damit aber nur die Bedürfnisse eines europäischen Publikums befriedigt, schwarze Frauen wurden einmal mehr als sexuell verfügbar dargestellt. Die angesprochenen idealisierten Plastiken vermittelten das Bild von der Ferne, wie man sie sich zu Hause vorgestellt hat. Wie das Afrika der 1950er-Jahre aussah, darüber sagen sie nichts aus.

Es gibt so viele Bücher, die wunderbare Bilder von der Ferne zeichnen. Nehmen wir die Südsee als Beispiel. Warum habe ich, wenn ich daran denke, Bilder von Palmen, Strand und glücklichen Menschen im Kopf?

Hermann Mückler: Es ist ein verzerrtes Bild, wie auch das Bild von Afrika. Inseln an sich sind ja spannend: Fast alle Utopien sind auf einer Insel angesiedelt, weil Inseln abgeschlossene und damit überschaubare Systeme bilden. Unsere Vorstellung von Polynesien beispielsweise – einer der drei Großregionen Ozeaniens – ist von den Berichten der ersten europäischen Reisenden in

diese Gegend geprägt. Samuel Wallis, Louis-Antoine de Bougainville, James Cook, Georg und Reinhold Forster: Sie alle trugen mit ihren Berichten dazu bei, das Bild vom „edlen Wilden“ zu schaffen, das als erstrebenswertes Gegenbild zu den Zuständen im Europa des 18. Jahrhunderts eine Zeit lang Verbreitung fand. Solche realitätsfernen Idealbilder stammten von Seefahrern, die nach monatelangen Fahrten die von ihnen besuchten tropischen Inseln mit ihrem üppigen Reichtum an Früchten und sonstigen Nahrungsmitteln, Frischwasser sowie gastfreundlichen Menschen als paradisiisch empfanden und sie daher sehr verklärt beschrieben. Die Südsee wurde schnell generell zum Sehnsuchtsraum jener, die mit den eigenen Lebensumständen hadernten – dieser Traum wirkt bis heute nach und wird, zum Beispiel von der Tourismusindustrie, geldbringend genutzt und folglich am Leben erhalten.

Aber die Ferne ist doch nicht nur ein Sehnsuchtsraum, oder?

Hermann Mückler: Natürlich nicht. Unser europäisches Bild von der Ferne hat sich spätestens im 19. Jahrhundert gewandelt. Der „edle Wilde“, den man als unverdorben, echt und damit als Vorbild idealisiert hat, wurde damals langsam durch den „barbarischen, bösen Wilden“ ersetzt. Dahinter steckte ein klarer Beweggrund: die Kolonisierung der außereuropäischen Weltregionen mit einer Zivilisierungsmission zu rechtfertigen. Die damaligen Europäer, die sich an der Spitze der Menschheitspyramide sahen, argumentierten damit, dass die Besetzung, Ausbeutung und Versklavung der Menschen in allen Weltteilen nur Teil einer höheren Mission war, nämlich die „Wilden“ durch Christianisierung und Zivilisierung „emporzuhaben“

und zu vollwertigen modernen Menschen zu machen. Die fälschliche Zuschreibung des Praktizierens von Kannibalismus bildete beispielsweise ein immer wiederkehrendes Element in dieser Stigmatisierung. De facto waren es Rechtfertigungsversuche; sie sollten vor allem im Zeitalter des Imperialismus die Gier europäischer Geschäftemacher und Staatslenker verdecken, die für die Beherrschten in den Kolonien insgesamt fatale, zum Teil auch furchtbare unmittelbare Konsequenzen hatte. Schlimm waren die kolonialen Abhängigkeitsverhältnisse aber auch dadurch, dass es nicht immer die Besten waren, die in den Kolonien gingen und dort ihren Dienst versahen. Vielmehr waren es oft Leute, die in der Heimat nie diese Machtfülle erringen hätten können, in den Kolonien aber ihre sadistischen Triebe auszuleben vermochten. Bilder und Berichte aus und über die Kolonien sagen daher häufig mindestens ebenso viel über die Europäer und zeitgenössische Unzulänglichkeiten in ihren Heimatländern aus wie über die dargestellten exotischen Fremden. Verklärung und Abwertung der anderen gingen dabei oft Hand in Hand, wie sich am Beispiel des Südseeklischees gut illustrieren lässt.

Gibt es heute also eine andere Geschichte als die, die wir in der Schule gelernt haben?

Belinda Kazeem-Kamiński: Es gibt viele Geschichten und nicht die eine Wahrheit. Das gilt auf individueller Ebene für unser Bild von uns selbst und für das Bild, das wir uns von der Welt machen, aber natürlich auch auf einer strukturellen, gesellschaftspolitischen Ebene für die Geschichte(n), die Europa von den sogenannten „anderen“ erzählt. Die europäische „Masterstory“ ist nur eine Seite der Geschichte. Es gibt unzählige kleine Geschichten aus verschiedenen Posi-



01

—
01

Titel des Werkes

Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonantien leben die Blindtexte, Abgeschieden wohnen sie in Buchstabenhausen

—
02

Titel des Werkes

Weit hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokalien und Konsonantien leben die Blindtexte, Abgeschieden wohnen sie in Buchstabenhausen

tionen. Wenn ich einen Schritt auf die Seite trete, dann sehe ich andere Dinge, als wenn ich immer nur von dort schaue, wo ich ohnehin bin. Das müssen wir alle, aber vor allem europäische Mehrheitsangehörige verstehen. Erst daraus kann sich ein Umgang auf Augenhöhe ergeben –

beispielsweise, wenn es darum geht, darüber zu sprechen, welche Auswirkungen Kolonialismus hatte und wie koloniale Gewalt im Heute nachwirkt. Hermann Mückler: Das gilt auch für die heutige Forschung. Sogar die Feldforschung, die mit hohem Anspruch betrieben wird, kann selbst bei gutem Willen und unter Einbindung der Befragten selbst immer nur Momentaufnahmen liefern, die von den Bedingungen der Datenerhebung sowie von Vorwissen und Intentionen der Beteiligten bestimmt sind. Objektivität bleibt deshalb stets eine relative Größe. Niedergeschriebene Geschichten bleiben damit subjektive Ausschnitte, die zwar interessant sein können, aber in ihrer allgemeinen Aussagekraft sehr limitiert sind.

Ist das, was uns die „großen Entdecker“ erzählen, also falsch?
Hermann Mückler: „Entdecker“ ist in dem Sinn, wie wir ihn meistens verwenden, ein sehr eurozentrischer

Begriff. Das von ökonomischen Erwägungen, aber auch von Neugier getriebene Ausgreifen der Europäer nach Übersee in den zwei großen Phasen europäischer Entdeckungsgeschichte ist die große Erzählung des Abendlandes, aber sie ist nur eine Perspektive von mehreren, eben die unsere. Die Bewohnerinnen und Bewohner der solcherart „entdeckten“ Länder würden ganz andere Erzählungen präsentieren und das Monopol Europas auf ein Interesse an anderen Kontinenten infrage stellen. Im Übrigen waren alle von den Europäern entdeckten Länder ja offensichtlich besiedelt und von zum Teil Jahrtausende alten Kulturen geprägt – und somit längst entdeckt. Das sollte man sich immer vor Augen halten.

Ist es falsch, sich ein Bild von der Welt zu machen, die Dinge einzuordnen?

Belinda Kazeem-Kamiński: Nicht unbedingt. Aber wir sind uns in den vergangenen Jahrzehnten verstärkt bewusst geworden, dass die scheinbar natürlichen Einordnungen und Einteilungen der Welt realpolitische Auswirkungen auf das Verhältnis bestimmter Gruppen hatten und nach wie vor haben. Was meine ich damit? Das europäische Denken, die Ordnung, basiert sehr oft auf binären Gegenteil, zum Beispiel Tag und Nacht, Schwarz und Weiß oder auch Gut und Böse. Das ist grundsätzlich nichts Schlechtes, doch sehen wir, dass es dabei immer einen Pol gibt, der positiv konnotiert ist, und der andere eben negativ. Vor allem auf den negativen Pol hat das Auswirkungen. Und wie mittlerweile wohl klar geworden ist, waren die negativen Pole immer außereuropäische Gesellschaften oder Menschen, die zu ihnen gezählt wurden. Dabei ist die Ordnung an sich nichts rein Europäisches. Landkarten, mit denen wir

die Welt aufzeichnen und erfassen, gibt es auch in anderen Kulturen; ich denke da an verschiedene Gemeinschaften von Indigenous Peoples in den Kontinenten, die wir heute Nordamerika oder auch Australien nennen. Dort sahen und sehen die Karten jedoch anders aus, hatten andere Inhalte und Darstellungsformen; oft waren es auch gar keine Karten, sondern die Inhalte wurden anders festgehalten. Der wichtige Unterschied ist, dass Europa die Möglichkeit hatte, seine Version von Ordnung der Welt aufzuzwingen. Andere Ordnungen sind unter diesem Druck marginalisiert worden. Es gibt ein afrikanisches Sprichwort: „Until the lion has its own storyteller, the hunter will always have the best part of the story.“ Ganz frei übersetzt: „Solange die Geschichte der Jagd vom Jäger erzählt wird, hat der Jäger die glorreichste Geschichte.“ Es geht also darum: Wer erzählt die Geschichte?
Hermann Mückler: Die Ein- und Zuordnungen, die Kategorisierungen

und die damit verbundenen Wertungen, die von den Europäern vorgenommen wurden, manifestierten damit ihre Macht, Deutungshoheiten kontrollieren zu können. Sie dienten dazu, die Welt den eigenen Werten und Normen gerecht fassbar, teilbar und damit beherrschbar zu machen. Wenn ein (Ein-)Ordnen der Dinge vor sich ginge, ohne Wertungen vorzunehmen und dabei auch Urteile zu fällen, wäre es vertretbar. In der Praxis waren damit aber immer Hierarchisierungen und häufig evolutive Gliederungsschemata verbunden, die die Welt in ein Oben und Unten, in eine Besser und Schlechter teilten.

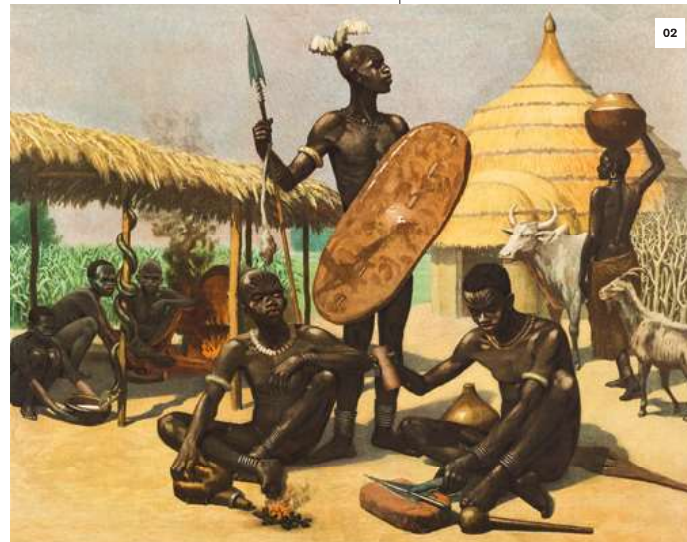
Aber das System des Kolonialismus ist doch untergegangen. Sollte es heute nicht möglich sein, die Geschichte anders zu erzählen?

Belinda Kazeem-Kamiński: Obwohl das System Kolonialismus nicht mehr besteht, existiert das System Kolonialität noch immer in Machtbeziehungen zwischen der westlichen Welt und vielen anderen Teilen der Welt. Die

Weltbank macht bestimmte Vorschriften, genauso wie verschiedene internationale Organisationen und Konzerne. Die ehemaligen Machtbeziehungen laufen nun in anderen Bahnen. Die Instrumente haben sich verändert, verfeinert und an die heutige Zeit angepasst, die europäisch-amerikanische Dominanz gibt es jedoch immer noch. Es ist sozusagen ein andauernder Kolonialismus in einem anderen Rahmen. Ich war vor einiger Zeit in Ghana. Viele Menschen haben sich für die Geschichten interessiert, die ich recherchiere. Trotz dieses Interesses ist es für sie jedoch schwierig, selbst Zugang zu den gesammelten Objekten zu bekommen, die uns hier in Europa umgeben. Dabei wäre es wichtig, dass gerade Menschen von außerhalb Europas auf diese Dinge schauen und damit Europas Grundfesten – rassistisch begründete Vorstellungen von Dominanz, Herrschaft und daraus abgeleitete Besitzansprüche – hinterfragen.

Provokant gefragt: Warum sollte uns das in Österreich interessieren? Wir hatten doch mit dem Kolonialismus nichts zu tun!

Belinda Kazeem-Kamiński: Ganz im Gegenteil. Es gibt mittlerweile viele Forschungsarbeiten, die zeigen, wie sehr Österreich mitgespielt hat. Österreich kann sich aus dieser kolonialen Geschichte nicht herausnehmen. Man musste keine Kolonialmacht sein, um Teil des Systems Kolonialismus zu werden. Österreichische Missionare waren zum Beispiel ganz stark in die verschiedenen Missionsaktivitäten in ehemaligen Kolonien involviert. Da wurden genau diese Bilder, von denen wir vorhin gesprochen haben, weitergezeichnet. Viele Missionare, wie zum Beispiel Paul Schebesta, haben das mit ethnologischen Forschungen verbunden.



02

Kolonialismus hat immer auch mit der Formierung von Wissen zu tun, beispielsweise, wenn wir an die Entstehung verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen denken.

Hermann Mückler: Österreich betrieb vielleicht keinen Überseeskolonialismus – das scheiterte am Willen, an finanziellen Mitteln und am Widerstand der anderen Kolonialmächte –, aber sehr wohl Formen von Ozskolonialismus, ähnlich wie das Osmanische Reich und das zaristische Russland, zum Beispiel in Galizien und der Bukowina. Paul Schebesta wiederum ist ein gutes Beispiel dafür, wie Kolonialismus, Wissenschaft und christliche Dogmen ineinandergreifen können. So wurde er neben vielen anderen Ethnologen seinerzeit ausgeschiedt, um die „primitivsten“ Menschen zu besuchen, die dem menschlichen Ursprung scheinbar am nächsten waren, um an ihnen zu überprüfen, ob sie dem biblischen Bild der Entstehungsgeschichte der Welt entsprächen. Monogamie, Monogenese und Monotheismus wollte man als Beweise finden – und unter Weglassung von allem Widersprechenden gelang es damals auch so manchen Missionars-ethnologen, eine der katholischen Lehre entsprechende Erklärung der Menschheitsentwicklung zu formulieren. Mit Realitäten hatte dies freilich nichts zu tun.

Titel des Werkes

Weil hinten, hinter den Wortbergen, fern der Länder Vokallen und Konsonanten leben die Blindtexte, Abgeschiedenen wohnen sie in Buchstabenhausen

Wenn der Kolonialismus nicht vorbei ist, handeln wir dann nicht alle wie Kolonialisten? Sind wir alle noch immer von der Sehnsucht nach der Ferne getrieben?

Belinda Kazeem-Kamiński: Ich glaube, dass die Sehnsucht nach der Ferne bis heute Auswirkungen hat. Darauf, wie die Welt verfasst ist. Europäische Kolonialistinnen und Kolonialisten, die mit Jagdgewehren und Trä-

gern oder Trägerinnen ausgestattet Landteile in Besitz nehmen, gibt es so heute nicht mehr. Aber es gibt nach wie vor koloniale Beziehungen zwischen europäischen Zentren und deren außereuropäischen Peripherien. Somit hat auch unser individuelles Handeln Auswirkungen, die unser unmittelbares Umfeld überschreiten. Das müssen wir uns immer vor Augen halten. Klar, wir

haben einzeln vielleicht nicht immer die Möglichkeit, die verzerrten Bilder von der Welt und die in viele Prozesse eingeschriebenen Ungerechtigkeiten zu beheben. Dafür einsetzen müssen wir uns jedoch.

Wäre es dann nicht richtiger zu sagen: Wir versuchen nicht mehr länger, andere in der Ferne zu erforschen?

Hermann Mückler: Das wäre eine unnötige und vermutlich nicht sinnvolle Selbstbeschränkung. Der Punkt dabei ist, was man unter „Erforschen“ verstehen will und kann. Wenn der wissenschaftliche Austausch mit dem jeweiligen Gegenüber in den Zieländern partnerschaftlich – also in einem gegenseitigen Geben und Nehmen – abläuft, respektvoll und mit Achtung vor den jeweiligen anderen kulturellen Eigenheiten, dann kann dies ein gegenseitiges Kennenlernen, ein Lernen und vielleicht sogar ein Verstehen bedeuten. Dieser Möglichkeiten sollten wir uns nicht vorsätzlich berauben. Aber dafür braucht es Regeln, die wiederum nicht von uns allein, sondern nur in Kooperation mit unseren Partnern festgelegt werden können. Das Wechselspiel von Fremdsichten und Eigensichten ist spannend, das Spiel mit der Differenz und dem Anderssein kann und sollte als Bereicherung aufgefasst werden. Neugierde ist nicht nur die Triebfeder menschlicher Entwicklung, sie kann auch – in die richtigen Bahnen gelenkt – respektvolles Interesse am Gegenüber und damit Beachtung und Anteilnahme für dessen Lebensumstände bedeuten.

Belinda Kazeem-Kamiński: Ich bin auch nicht dagegen, dass Europäerinnen und Europäer in andere Teile der Welt fahren. Mit dem Begriff des „Beforschens“ habe ich jedoch Probleme, denn er trägt genau diese Dynamik in sich, welche die Basis von

europäischem Kolonialismus und Dominanzgebaren war und ist – die Einstellung, dass die Menschen und Landschaften außerhalb Europas Europa grenzenlos zur Verfügung stehen, als ausbeutbare Ressource sozusagen. Das gilt es aufs Strengste zurückzuweisen. Wesentlich wäre, dass wir die Ergebnisse von zeitgenössischen europäischen Forschungen nicht als ultimative Wahrheit nehmen. Ich schaue mit meinem Sohn viele Dokumentationen an, weil er sich sehr für geschichtliche Themen interessiert. Und da muss ich immer wieder reinquatschen. Viele Geschichten werden einfach immer noch nach diesen gelernten Mustern erzählt: Dort – wo immer das ist – sind alle so. Die Verschiedenheit der „noch immer anderen“ wird völlig ausgeblendet. Es geht jedoch um Erzählungen der Vielen. Zwei kanadische Kollegen, Eve Tuck und K. Wayne Yang, die das Thema der Forschung an sich problematisieren, stellen beispielsweise infrage, ob Recherche und Forschung wirklich immer die geeigneten Mittel sind, um Missstände zu beheben. Und ich stimme ihnen zu: Manchmal ist das geeignete Mittel einfach wegzubleiben.

Ist das der Grund, warum Sie sich künstlerisch mit dem Thema Kolonialismus auseinandersetzen?

Belinda Kazeem-Kamiński: Ich glaube, dass Kunst für mich ein Weg war, aus einer Enge rauszukommen. Mir ist in meiner wissenschaftlichen Arbeit immer wieder entgegengehalten worden: „Das kann man so nicht sagen. Das ist subjektiv und nicht objektiv.“ Glücklicherweise öffnet sich da jetzt mittlerweile einiges, es

entstehen mehr und mehr Zwischenräume. Aber auch die Kunst ist kein Allheilmittel. Ethnologische Museen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zwar geöffnet, haben Leute eingeladen, sich auch künstlerisch mit den Beständen auseinanderzusetzen. Aber die künstlerische Auseinandersetzung als einen Ersatz zu sehen, sich selbst kritisch mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen: Das lehne ich ab.

Kann man am Schluss etwas Positives sagen? Haben wir aus der Geschichte gelernt, wird unser Bild von der Welt „wahr“?

Belinda Kazeem-Kamiński: Die Welt ist kompliziert. Man kann nicht immer alles am Ende auflösen, alles „zum Guten wenden“. Ich glaube, dass über den Außenblick sehr viel zu lernen wäre für Europa, über das europäische Selbstbild, das Weißsein. Das sind lange Prozesse, keine Aufgaben, die schnell abzuhaken sind.

Hermann Mückler: Wir haben jederzeit die Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen. Ob wir das tatsächlich tun, ist fraglich. Ferne stellt sich heute anders dar, als dies vor zwei oder mehr Jahrhunderten der Fall war. Wir – zumindest hier in den industrialisierten, reichen Ländern der Nordhalbkugel – haben heute viel leichter die Möglichkeit, jeden Winkel der Welt zu besuchen. Die elektronischen Medien bringen uns das Ferne und Fremde jederzeit sehr nahe. Die einst exotischen, fernen Fremden leben heute, bedingt durch die weltweite Mobilität, oft nebenan. Die von uns beim anderen erkannte Andersartigkeit kann man reflexartig als Bedrohung sehen – oder aber als Chance. Als Chance, voneinander zu lernen und daraus Neues zu schaffen. Damit kann die Welt bunter, vielfältiger und für uns alle abwechslungsreicher werden.

